Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

China und das Abendland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

China und das Abendland

1

Oskar Peschel beginnt in seiner Völkerkunde den vortrefflichen Abschnitt, der von den Chinesen handelt, mit der Bemerkung, daß sich bei einer bedauerlichen Mehrheit unsrer Landsleute das Wissen vom chinesischen Reiche auf den Zopf und auf die große Mauer beschränke. Seitdem diese Bemerkung zum erstenmale gedruckt wurde, mag es etwas besser geworden sein, aber es bleibt doch noch immer sehr viel zu wünschen übrig. Denn dem, der hier in Shanghai im vorigen Sommer in europäischen und amerikanischen Zeitungen die auf China bezüglichen Abschnitte las, mußte es wieder einmal klar werden, daß man sich nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt im Abendlande, selbst England nicht ausgenommen, im ganzen herzlich wenig um China kümmert und daher oft eine erstaunliche Unwissenheit in dieser Beziehung verrät. Und dabei wird das alte Reich der Mitte von dem vierten Teile der gesamten Menschheit bewohnt! Nur den ganz eigentümlichen geographischen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß der übrige Teil der Erde nicht schon längst viel stärker das friedliche Andrängen des Überschusses dieser Hunderte von Millionen Menschen gespürt hat. Doch sind die Anfänge davon schon seit längerer Zeit da. In Japan und Hinterindien ist bereits ein sehr großer Teil des Handels in chinesischen Händen. In diesen Gegenden ist aber der Europäer ein Fremder, und deshalb können hier, wo sich Asiaten zwischen verwandte Asiaten eindrängen, die Gegensätze nicht sehr stark hervortreten. Dies war aber sofort der Fall, als die Chinesen anfingen, in größern Mengen nach Australien und Amerika auszuwandern. Hier stießen sie auf einheimische arische, ihnen ganz fremde Elemente, die ihnen schroff entgegentraten und eine allzu starke Ausbreitung der gelben Rasse einfach nicht dulden wollten.

In Europa scheint man sich in dieser Hinsicht bis jetzt noch ziemlich sicher zu fühlen. Vereinzelte in deutschen Zeitungen auftauchende Angaben, hier oder dort sollten Chinesen als ländliche Arbeiter eingeführt werden, schienen nicht sehr ernstlich gemeint zu sein. Aber wie, wenn die Chinesen bald kämen, ohne gefragt zu sein? Damit hats noch gute Weile, meint man wohl allgemein, und freilich wird der Wasserweg ihnen wahrscheinlich noch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lange Zeit hinaus zu teuer sein. Aber schon sind die Russen dabei, den bisher so abgeschloßnen fernen Osten durch die Erbauung der sibirischen Eisenbahn mit dem Westen auf dem Landwege in bequeme Verbindung zu bringen. Dieser ursprünglich aus militärischen Gründen unternommene und bei der geringen Dringlichkeit der Sache nicht eben rasch geförderte Bau wird wahrscheinlich demnächst beschleunigt werden, weil die Hungersnot im europäischen Rußland und die gleichzeitige sehr reiche Ernte in Südsibirien den Russen die Augen darüber geöffnet haben, daß eine solche Bahn nicht nur einen nebensächlichen, sondern unter Umständen einen geradezu unschätzbaren volkswirtschaftlichen Wert haben kann. Schon hat sich ein Syndikat aus Vancouver angeboten, mit erfahrnen chinesischen Arbeitern, die die kanadische Pacificbahn gebaut haben, nach Sibirien zu kommen. Wird dies angenommen, dann erleben wir in wenigen Jahren die Vollendung der großen Eisenbahn, zugleich aber bald darauf noch etwas andres, worauf wohl noch niemals hingewiesen worden ist. Denn diese Bahn und ihre unabwendbare Verbindung mit chinesischen Eisenbahnen ermöglicht es dann den Chinesen, die sich schon jetzt, und zwar nicht gerade zur Freude der Russen, in Südsibirien anzusiedeln beginnen, sich weiter und weiter nach Westen auszubreiten. Damit wird sich Europa dann vor eine neue, ganz gewaltige Frage gestellt sehen, deren Wichtigkeit allein schon hinreichen sollte, die Blicke des Abendlandes etwas mehr, als es bisher geschehen ist, auf das himmlische Reich zu lenken. Vielleicht wird sich diese Frage schon in wenigen Jahrzehnten in ihrem ganzen Ernste zeigen. Denn ob die Russen, die selbst halbe Asiaten sind, dem Eindringen von zahlreichen andern asiatischen Elementen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen werden, ist wohl sehr fraglich. Und dann hat das deutsche Reich die erfreuliche Aussicht, seine breite Ostgrenze noch mehr schützen zu müssen als bisher, wenn es nicht einen Teil des Erwerbs von Arbeitern, Dienstboten u. s. w. in die Hände der höchst anspruchslosen, fleißigen und gehorsamen Chinesen übergehen lassen will. Über kurz oder lang werden diese Verhältnisse jedenfalls eintreten, und deshalb ist es gut, wenn man möglichst früh darauf aufmerksam macht, selbst auf die Gefahr hin, daß einem etwas abenteuerliche Ansichten vorgeworfen werden könnten.

Bis jetzt bekümmert man sich in Europa eigentlich nur dann um die fernliegenden chinesischen Verhältnisse, wenn im Reiche der Mitte etwas ungewöhnliches vorgeht. Aber selbst dann ist es durchaus nicht immer in dem Maße der Fall, wie man erwarten sollte. Als ich kürzlich bei einer gerade in gebildeten Kreisen viel gehaltenen Berliner Zeitung anfragte, ob sie einen Aufsatz über die Unruhen in China haben wollte, wurde mir geantwortet, daß man dafür bei den Lesern wohl kaum genügendes Interesse voraussetzen könne. Dabei hatte das Blatt oft genug kurze Notizen über denselben Gegenstand gebracht, bei denen, wie gewöhnlich, Wahres mit Falschem arg vermischt war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Denn weil bei solchen Gelegenheiten nur sehr wenige Leser zu beurteilen vermögen, wo die Wahrheit aufhört und die Erfindung der Berichterstatter anfängt, so ist der Phantasie der Zeitungsschreiber ungemeßner Spielraum gewährt. Was hat man nicht im vorigen Sommer während der Unruhen für Zeug lesen müssen! Gelogen wie telegraphirt! konnte man da oft, sehr oft mit Bismarck ausrufen. Fast immer gut unterrichtet zeigten sich nur ganz wenige Blätter, darunter, wie zu erwarten war, die Times und der New York Herald. Aber sogar die Times machten vor einiger Zeit den groben Schnitzer, von den Fremdenverfolgungen in Hunan zu sprechen, während doch in dieser Provinz kein einziger Ausländer ansässig ist. In den meisten andern Zeitungen traf man selten auf einen Artikel mit ganz richtigen Angaben. Vielmehr fanden sich auch in englischen Blättern wiederholt solche Annahmen wie die, daß Shanghai und Hankau Vorstädte von Hongkong wären. In Wirklichkeit sind diese beiden großen Städte in der Luftlinie etwa eintausendfünfhundert Kilometer von Hongkong, also weiter als Berlin von Petersburg, und etwa tausend Kilometer von einander entfernt. Nun wird man einwenden, die Engländer stünden überhaupt, ebenso wie die Franzosen, mit der Erdkunde auf sehr gespanntem Fuße; sie wüßten nicht allzu gut in ihrem eignen großen Reiche auf der Karte Bescheid und erst recht nicht in andrer Herren Ländern. Zugegeben! Aber Verwandte des Schreibers dieser Zeilen können davon erzählen, daß auch ein Beamter am Schalter einer Kaiserlich deutschen Oberpostdirektion nicht wußte, wo Shanghai, der Endpunkt einer vom Reiche unterstützten Postdampferlinie, liegt.

2

Ganz unabhängig von der Kultur des Westens und infolge der großen Entfernung gar nicht davon beeinflußt, hat sich im äußersten Osten des asiatisch-europäischen Kontinents eine ebenso alte Kultur entwickelt. Erst in unsern Tagen sehen wir beide in nähere Berührung mit einander kommen; Europa und Amerika suchen tausende von Fäden in diplomatischer, geschäftlicher und religiöser Beziehung in China anzuknüpfen, finden aber fast überall, daß der zwar meistens passive, aber sehr zähe Widerstand, der sich ihnen entgegenstellt, schwer zu überwinden ist. Noch niemals ist die abendländische christliche Kultur auf einen solchen Widerstand gestoßen wie in China, und für den unbefangnen Beobachter wird es von größtem Interesse sein, zu verfolgen, wie sich dieser Kampf in den nächsten Jahrzehnten gestalten wird.

Ehe wir aber von dem jetzigen Stande der Beziehungen Chinas zum Abendlande sprechen, werden ein paar geschichtliche Angaben am Platze sein.

Das Altertum weiß sehr wenig von China. Ob der Name Sinim, der im Jesaias vorkommt, gleichbedeutend ist mit China, ist ungewiß. Arrian, Ptolemäus und Plinius geben die erste sichere Kunde von einem großen zivili-

sirten Volke der Serer im fernsten Osten, deren Haupthandelsartikel Seide sei. Doch blieb noch auf Jahrhunderte hinaus die Kenntnis des Abendlandes von China im übrigen sehr dürftig, wozu der Umstand beitrug, daß kein unmittelbarer Verkehr stattfinden konnte, da sich in den Tagen der Römer die Parther und später die mohammedanischen Reiche dazwischenschoben. Die Feststellung der Namen in verschiednen mittelalterlichen Gesandtschafts- und Reiseberichten bietet meistens nicht geringe Schwierigkeiten und hat Anlaß zu mancherlei gelehrten philologisch-geographischen Untersuchungen gegeben; diese hier näher darzulegen, würde zu weit führen. Allzu wenig sind, wie es scheint, dabei bisher die chinesischen Geschichtswerke verwertet worden. Es ist allerdings keine Kleinigkeit, sich durch eine Reihe von Bänden meist mit sehr trocknem Inhalte durchzuarbeiten, um vielleicht auf einige gesuchte Namen zu stoßen, die doch nur selten mit Sicherheit zu identifiziren sind.

Größere, ja wie erst viel später ganz gewürdigt worden ist, sogar sehr große Klarheit brachten erst die Reiseberichte der Poli aus Venedig. Nicolo Polo und sein Bruder Matteo Polo, zwei angesehene venetianische Kaufleute, machten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwei Reisen nach China, wo sie von Kublai Khan gut aufgenommen wurden. Nicolos Sohn Marco, der auf der zweiten Reise Vater und Oheim begleitete, wurde beim Khan rasch sehr beliebt. Er hielt sich im ganzen einundzwanzig Jahre im Osten auf und kam mit seinen Verwandten im Jahre 1295 nach Venedig zurück. Dort brachten ihn Ränke seiner Gegner ins Gefängnis, wo er seine unfreiwillige Muße dazu benutzte, einem Mitgefangnen seine Erlebnisse zu diktiren. Allgemein wurden damals diese Berichte über die von Menschen wimmelnden großen Städte des fernen Ostens für starke Übertreibungen gehalten, sodaß Marco Polo von seinen Landsleuten den Spitznamen Millionenschwätzer erhielt. In neuerer Zeit ist aber durch eingehende Untersuchungen, besonders vom anglo-indischen Ingenieuroberſten Yule in seiner ausgezeichneten Ausgabe von Marco Polos Reisebericht, bewiesen worden, daß dieser eine durchaus zuverlässige Quelle der mittelalterlichen Staatenkunde Asiens ist.

Wieder vergingen zwei Jahrhunderte, ohne daß ein merklicher Schritt vorwärts gemacht wurde. Der Handel zwischen Europa und Ostasien ging während des ganzen Mittelalters durch die Hände der Araber, die seit dem neunten Jahrhundert Beziehungen zu China unterhielten. Doch wurde die Nachfrage nach den in der spätern Römerzeit vielbegehrten echten chinesischen Seidenstoffen geringer, seitdem im sechsten Jahrhundert einige nestorianische Mönche die Seidenraupe von China nach Griechenland gebracht hatten.

Erst als im fünfzehnten Jahrhundert die großartigen Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier begannen, wurde zum erstenmale die Flagge einer europäischen Macht auch nach China geführt. Aber merkwürdig, während man im Abendlande schon länger als ein Jahrtausend um das Bestehen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großen, geheimnisvollen Reiche Cathay und Zipangu (China und Japan) im fernen Osten wußte, sollte sich der plötzlich erwachende Thatendrang des kleinen Europas, der sich allmählich fast den ganzen Erdball unterthänig gemacht hat, erst in unserm Jahrhundert ernstlich nach Ostasien wenden. So sehr ist China durch seine geographische Lage geschützt gewesen. Freilich hatten die Europäer auf der einen Seite so viel mit der Besitznahme von Teilen Afrikas und von Südasien, sowie auf der andern mit der Besiedlung des unerwartet aufgefundnen neuen Kontinents Amerika zu thun, daß die Wellen der allgemeinen Eroberungslust nur noch in ganz matten Schlägen bis nach China gelangten.

Allgemein bekannt ist es, daß Columbus auf dem westlichen Seewege nach Indien zu gelangen hoffte. Als er dann, vor nunmehr vierhundert Jahren, auf die amerikanischen Inseln stieß, glaubte er der ostasiatischen Küste nahe zu sein und ist bis zu seinem Tode in diesem Irrtum befangen geblieben. Ja als er auf seiner vierten und letzten Reise die Mündung des Orinoko entdeckte, schloß er sehr richtig, ein so gewaltiger Fluß könne nur einem Kontinent entströmen; also, folgerte er weiter, muß ich mich irgendwo an der Ostküste Asiens befinden.

Die ersten europäischen Schiffe, die nach China kamen, im Jahre 1517, waren vier portugiesische Galeonen, und damit begann der unmittelbare Verkehr verschiedner europäischer Nationen mit dem Reiche der Mitte. Noch bis zum heutigen Tage haben die in China lebenden Ausländer von der Nachwirkung des verkehrten und inkonsequenten Auftretens dieser ersten Ankömmlinge zu leiden. Denn hier, wo viele Gebräuche und Ansichten jahrtausende alt sind, und man sich nur sehr ungern zu Neuerungen entschließt, ist es ungemein schwer, Auffassungen, die sich einmal festgesetzt haben, wieder auszurotten. Alles dies muß billigerweise berücksichtigt werden, wenn man das Benehmen der Chinesen gegen die Europäer während der letzten Jahrhunderte richtig beurteilen will. Die Chinesen sind nämlich durchaus nicht gegen den Verkehr mit Europäern an sich gewesen, wie es ja auch bei einem so handelsliebenden Volke gar nicht anders zu erwarten war. Unter den Portugiesen scheinen sich aber viele Abenteurer befunden zu haben, und als diese nun ebenso auftreten zu können glaubten wie die Konquistadoren in der neuen Welt, da allerdings suchte man sie zu vertreiben. Das gelang auch an mehreren Orten der Küste, und nur damit der Handel nicht ganz aufhöre, ließ man die Portugiesen Macao behalten, erkannte jedoch ihr Besitzrecht erst vor einigen Jahren an, ein echt asiatisches laisser faire durch Jahrhunderte hindurch! Außerdem wurden die Europäer nur noch in Kanton geduldet, mußten sich aber alles mögliche gefallen lassen. Um diese unerträgliche Lage zu ändern, schickten dann im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verschiedne europäische Staaten Gesandtschaften an den Hof von Peking. Diese richteten aber nur wenig aus, im Gegenteil wurden die Geschenke, die sie zu bringen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflegten, als Tribut angesehen. Den nach China kommenden Europäern fehlte eben leider von Anfang an die ruhige Sicherheit des Auftretens, die gerade Asiaten gegenüber von so großer Bedeutung ist. Statt einfach Handel zu treiben, was die Chinesen überall sehr gern gesehen hätten, und statt nur im Notfalle ihre Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, ließen sich die Ansiedler arge Übergriffe zu schulden kommen, während sich andrerseits manche Gesandten, z. B. die der Holländer, in Peking so weit demütigten, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen. Was wunder, wenn die Chinesen nicht glauben konnten, Vertreter von stolzen Nationen vor sich zu haben! Ihre Verachtung der Ausländer mußte durch solche elende Zugeständnisse nur noch steigen, und zwar um so mehr, als die fremden Nationen nicht zusammenhielten, sondern fortwährend Krieg gegen einander führten. Als dann in unserm Jahrhundert dem unhaltbaren Zustande mit Waffengewalt ein Ende gemacht werden mußte, waren die Vorurteile gegen die Ausländer schon zu tief eingewurzelt, als daß sie rasch hätten verschwinden können.

Man muß aber bei der Beurteilung der nun eintretenden Ereignisse die rein kommerzielle und die politische Seite vorsichtig auseinanderhalten. Die große Menge des chinesischen Volkes, soweit es mit den Fremden in Berührung kam, sah sehr bald ein, welche Vorteile ein reger Verkehr mit dem Auslande brachte, während der Hauptwiderstand gegen das Neue von der Klasse der Beamten und Gelehrten ausging. Solange die ersten Europäer einfach ihren Geschäften nachgingen und sich höchstens insofern um die Mandarinen kümmerten, als diese, damit sie dem Handel keine unnötigen Schwierigkeiten bereiteten, gelegentlich bestochen werden mußten, sind ihnen wohl kaum Hindernisse in den Weg gelegt worden. Ob sich dann das große Reich nicht vielleicht allmählich friedlich dem Verkehr mit dem Abendlande geöffnet hätte, ist schwer zu sagen und im Grunde jetzt auch eine müssige Frage. Denn so einfach sollten sich die Dinge nicht entwickeln; vielmehr sorgte die regierende Klasse der Beamten durch ihr hochmütiges Auftreten bald dafür, sich gründlich ins Unrecht zu setzen. Es scheint, daß die Mandarinen von vornherein eine instinktive Angst gehabt haben vor einem unbestimmten und unbekannten Etwas, das hinter diesen plötzlich angelangten Europäern lauere und nur auf eine günstige Gelegenheit warte, hervorzubrechen und ihrer Macht zu schaden. Denn so allein kann man sich das oft schroffe Benehmen gegen die fremden Gesandten erklären. Nur die fortwährenden europäischen Kriege schoben den endgiltigen Bruch so lange hinaus.

Wahrlich, kein erfreuliches Schauspiel für den rückblickenden Abendländer, diese sich immer wiederholenden Bemühungen, fast möchte man sagen Bettelei der christlichen Mächte um Besserung der Handelsbeziehungen mit China! Der Verlauf solcher Gesandtschaftsreisen war stets derselbe. In Peking wurden die Herren ersucht, gefälligst vor dem Kaiser den Fußfall zu thun.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weigerten sie sich, so wollte man von so widerspenstigen Vasallen auch den mitgebrachten Tribut nicht annehmen. Aber auch in den Fällen, wo sie der Forderung nachkamen, waren die Erfolge sehr gering und standen nicht entfernt im Verhältnis zu einer solchen Erniedrigung. Die bleibenden Ergebnisse waren fast nur litterarischer Art. Vor allem sind die Reisebeschreibungen von Nieuwhof, der im Jahre 1655 Goyer und Keyzer begleitete, sowie von Staunton, der sich im Jahre 1792 im Gefolge des Earl of Macartney befand, noch jetzt lesenswert.

Nur die Russen setzten es schon viel eher als andre Völker durch, von den Chinesen als gleichberechtigte Macht anerkannt zu werden. Zwar versuchte es der Pekinger Hof auch hier mit seinem gewohnten Hochmute: mehrere Gesandte mußten unverrichteter Sache umkehren, weil sie keinen Fußfall thun wollten. Als aber um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts die Russen ganz Sibirien in Besitz nahmen, da erwiesen sich bald die Verhältnisse stärker als der Widerwille der hohen chinesischen Beamten gegen den politischen Verkehr auf gleichem Fuße mit Ausländern — der erste derartige Fall in der Geschichte des Reiches der Mitte. Denn um den ewigen Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, bequemten sich die Chinesen endlich zu Verhandlungen, die im Jahre 1689 zum Vertrage von Nertschinsk führten. Darin wurde bestimmt, daß längs der genau festgestellten Grenze herüber und hinüber freier Handel stattfinden dürfte. Noch größern Erfolg hatte eine Gesandtschaft im Jahre 1727, denn in dem Vertrage von Kiachta erlaubten die Chinesen den Russen unter anderm die Errichtung einer Missionsstation in Peking, das erste Beispiel dieser Art. Römisch-katholische Missionare wurden zwar schon lange in China geduldet, sie hatten aber noch kein formelles Recht zur Niederlassung. Der Vertrag von Kiachta ist bis 1851, also mehr als hundertundzwanzig Jahre, in Kraft gewesen; hierzu läßt sich in aller Geschichte wohl kaum irgendwo ein Gegenstück finden. Beiderseits scheint man also recht zufrieden gewesen zu sein. Dazu trug allerdings auch bei, daß die russischen Gesandten lange nicht so hochmütig behandelt wurden als die meisten andern, die nach Peking kamen.

Der Karawanenhandel entwickelte sich gut. Lange Zeit hindurch kam der bei weitem größte Teil des in Europa verbrauchten Thees auf dem Landwege an; deshalb herrscht noch jetzt vielfach die irrige Ansicht, dieser Karawanenthee sei besser als der auf dem Seewege gekommene, während es doch ganz klar ist, daß die Seeluft dem Inhalt von luftdicht verlöteten Blechkisten nichts anhaben kann.

Für alle andern Abendländer blieb der Handel bis zum Jahre 1842 auf Kanton beschränkt, und bis dahin, also bis kaum vor einem halben Jahrhundert, waren die Verhältnisse dort ganz ungeregelt. Alle Ausländer waren auf einige Faktoreien angewiesen und durften nur mit solchen Chinesen Handel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treiben, die von ihrer Regierung ausdrücklich Erlaubnis dazu hatten. Die Ostindische Handelsgesellschaft, die bis 1834 das Monopol für den Handel zwischen England und China besaß, hatte gewisse Konsularbefugnisse, besonders insofern, als sie nötigenfalls englische Staatsangehörige aus Kanton ausweisen konnte. Die kaufmännischen Konsuln der übrigen Nationen dagegen hatten so gut wie gar keine Machtvollkommenheiten, und die chinesischen Beamten kümmerten sich nicht um sie und ihre Flaggen. Wurde dann einmal bei einem Streit ein Chinese von europäischen Matrosen erschlagen, so gab es unendliche Weitläufigkeiten, und einzeln sah man sich wirklich dazu gezwungen, den unglücklichen Übelthäter der Gnade der Mandarinen zu überlassen, weil es vollständig in deren Belieben stand, die Verhältnisse für alle Ausländer ganz unerträglich zu machen. Fürwahr, es wurde hohe Zeit, daß die Engländer, an die allmählich der größte Teil des Handels übergegangen war, endlich diesem Naturzustande ein Ende machten.

3

In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts trieben die Dinge um so unaufhaltsamer dem Kriege zu, als die Chinesen die seit 1834 ernannten englischen Regierungskommissare ebenso von oben herab behandelten, wie vorher die Vertreter der Ostindischen Handelsgesellschaft. Bevor wir aber die nun folgenden Ereignisse kurz erzählen, möge der Geschichts- und Kulturgeschichtsfreund noch eine kleine Betrachtung mit uns anstellen. Unzweifelhaft waren die Chinesen, wenn sie sich nachher auch noch so oft ins Unrecht setzten, ursprünglich durchaus im Recht. Wenn mir ein Handelsmann ins Haus kommt und allmählich unbescheiden wird, so habe ich das Recht, ihn hinauszuwerfen, auch wenn ich ihn anfangs geduldet habe. Kein Mensch wird das bestreiten. Wenn er aber nun durchaus wieder mit mir anknüpfen will, so ist es ebenso unbestreitbar, daß ich die nötige Macht haben muß, wenn ich mir den Menschen erfolgreich vom Halse halten will. Diese Macht hatte aber die chinesische regierende Klasse nicht. Ja, werden nun Leute vom Schlage der Eugen Richter und Bamberger sagen, dann hätten die Europäer die Chinesen hübsch in Ruhe lassen sollen! Ach, wenn sich alle Menschen immer wie artige Kinder hätten benehmen wollen, so hätte es nie einen Fortschritt gegeben, und wir Deutschen lägen dann wohl noch in unsern Wäldern auf der Bärenhaut. Der ganze, jetzt so blühende Handel an der chinesischen Küste bestünde nicht; ja noch mehr: wenn die Klasse der chinesischen Beamten ihrem geheimsten Herzenswunsche gemäß handeln könnte, so würde sie uns Ausländer alle lieber heute als morgen bitten, gefälligst das Reich der Mitte zu verlassen. Zu solchen Folgerungen kommt man, wenn durchaus alles nach einer bestimmten Theorie gehen soll, in die man sich verrannt hat.

Nun hat allerdings der unmittelbare Anlaß zu dem unvermeidlich ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wordnen Kriege sehr viel Staub aufgewirbelt, weil die heikle Opiumfrage den Bruch herbeiführte. Der Eindruck davon hat sich auch jetzt noch nicht verwischt, obgleich schon fünfzig Jahre darüber hingegangen sind. Immer noch heißt es: die selbstsüchtigen Engländer haben damals nur deshalb Krieg mit den Chinesen angefangen, weil diese den Handel mit Opium in ihrem Lande nicht erlauben wollten. Prüfen wir die geschichtlichen Thatsachen, so finden wir, daß die Dinge doch nicht so einfach lagen. Freilich konnte es niemand den chinesischen Beamten im Ernste verdenken, daß sie energische Maßregeln zur Unterdrückung des an der ganzen Südküste schwunghaft betriebnen Opiumschmuggels ergriffen, sobald sie sich von der Verderblichkeit des Opiumrauchens für alle nicht ganz charakterfesten Leute überzeugt hatten. Aber in ihrem grenzenlosen Hochmut, bei ihrer Verachtung der „Barbaren" und bei ihrer völligen Unkenntnis von der Macht europäischer Nationen hielten sie es für vollkommen überflüssig, irgend welche internationale Rücksicht zu nehmen. So hielt im März des Jahres 1839 der Gouverneur von Kanton, um seinen Willen durchzusetzen, die Ausländer in ihren dortigen Faktoreien gefangen, bis sie ihm alles in ihren Händen befindliche Opium ausgeliefert hatten. Es wurde dann vernichtet, aber jede Entschädigung für den sehr bedeutenden Verlust wurde verweigert.

In England war die öffentliche Meinung über ein solches Verfahren um so aufgebrachter, als sich unter den eingesperrten Personen auch der zur Beilegung der Streitigkeiten ernannte Regierungskommissar, der Kapitän eines Kriegsschiffs, befunden hatte. Dies mußte durch Krieg gesühnt werden. Später ist es allerdings auch von einigen Engländern getadelt worden, daß die Opiumfrage zum Anlaß des Bruchs genommen worden ist. Die so urteilen, und außerhalb Englands ist das wohl die große Mehrzahl, halten offenbar zweierlei nicht richtig aus einander. Man setze nämlich nur einmal an Stelle des Opiums irgend einen für China unschädlichen oder nützlichen Einfuhrartikel, lasse aber alle übrigen Umstände, wie sie waren, und sofort wird das aller internationalen Sitte ins Gesicht schlagende Benehmen der chinesischen Beamten noch schärfer hervortreten. Die zufällige Schädlichkeit des Gegenstandes berechtigte sie durchaus nicht zu ihrem schroffen Vorgehen. Es ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß weit mehr der Haß gegen die Fremden als die Einsicht von den schlimmen Folgen des Opiumrauchens die Mandarinen zu möglichst rücksichtslosem Auftreten gereizt habe.

Der Krieg wurde von englischer Seite mit großem Nachdruck geführt, offenbar in dem richtigen Gefühl, daß ein solcher Hochmut, wie ihn die Mandarinen immer gezeigt hatten, nur durch eine möglichst empfindliche Lektion zu brechen sei. Zum erstenmale mußte sich das alte Reich der Mitte im großen Kriege mit einer Macht des Abendlandes messen. Der Erfolg konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein. Zwar fochten die chinesischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soldaten in vielen Fällen ganz tapfer, aber ihre Bewaffnung und vor allem ihre Führung waren gar zu schlecht. So ging ein Gefecht nach dem andern verloren, und eine Hafenstadt nach der andern fiel in die Hände der Sieger, bis diese schließlich mit einer mächtigen Flotte von zweiundsiebzig meist großen Kriegsschiffen in den Yangtzekiang einliefen. Tschinkiang, eine am Schnittpunkte dieses Stromes und des großen Kaiserkanals gelegne befestigte Stadt, wurde erstürmt, wobei schreckliche Szenen vorkamen. Denn da dieser Ort damals, als es noch keine Dampfschiffahrt nach Tientsin gab, wegen der Versorgung der nördlichen Provinzen mit Reis und Getreide besonders wichtig war, so bestand ein großer Teil der Besatzung aus Mantschus, die lieber ihre Häuser anzündeten und ihre Frauen und Kinder und sich selbst töteten, als daß sie sich den Feinden ergaben. Solch eine wilde Verzweiflung, wie sie die Engländer bisher noch nicht angetroffen hatten, war darin begründet, daß die Mantschus, deren Vorfahren im Jahre 1644 als Eroberer ins Land gekommen waren und die einheimische Ming-Dynastie gestürzt hatten, nun das Ende ihrer eignen Herrschaft für gekommen hielten.

Tschinkiang war ein Schutthaufe, als es die Sieger ganz in der Gewalt hatten. Aber viel war damit gewonnen, nämlich erstens ein Stützpunkt, von dem aus sie ebenso den Yantzekiang wie den Kaiserkanal erfolgreich absperren konnten, und zweitens die Aussicht, das nur wenige Stunden flußaufwärts liegende Nanking, an Wichtigkeit die zweite Stadt Chinas, bald gleichfalls zu erobern. Ohne Verzug wurden die Vorbereitungen zum Sturm getroffen; aber es sollte nicht mehr dazu kommen. Denn die Absperrung der Wasserwege machte sich bei dem sehr bedeutenden Schiffsverkehr bereits in der ganzen Umgegend empfindlich fühlbar, und außerdem fingen die Chinesen an, sich von der Aussichtslosigkeit weitern Widerstands zu überzeugen. Nachdem die kaiserliche Genehmigung eingetroffen war, wurden Verhandlungen angeknüpft, die zum Frieden zu Nanking führten (1842).

War der Krieg von den Engländern mit Energie und Umsicht geführt worden, so bewiesen sie auch bei den Friedensverhandlungen großes Geschick. Mit dem ihnen in solchen Sachen eignen weiten Blick erkannten sie, daß die Erwerbung einer größern Strecke Landes weniger vorteilhaft für sie sei und dabei doch die Chinesen weit mehr schmerzen würde, als die Eröffnung einer zu den gebrachten Opfern und erreichten Erfolgen im Verhältnis stehenden Anzahl von Häfen für den auswärtigen Handel. Sie begnügten sich also mit der kleinen Felseninsel Hongkong. Dafür wurden, in der Reihenfolge von Süden nach Norden, folgende fünf großen chinesischen Häfen für den Verkehr mit Ausländern freigegeben: Kanton, Amoy, Futschau, Ninggo und Shanghai. Von allen diesen Orten aus sollte auch der Transithandel ins Innre des weiten Reiches erlaubt sein. Ein Zolltarif sollte vereinbart werden. Ferner mußte China eine Entschädigung für das vernichtete Opium sowie für die Kriegskosten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahlen, und endlich wurde ausdrücklich festgesetzt, daß in Zukunft jeder der beiden Staaten den gleich hohen Rang des andern anerkennen und seinen offiziellen Schriftwechsel darnach einrichten sollte. Die Opiumfrage kam gar nicht zur Verhandlung, und schon darum ist es nicht gerechtfertigt, diesen Krieg, wie es noch immer oft geschieht, den Opiumkrieg zu nennen. Vielmehr blieb hierin nach wie vor alles beim alten, also beim Schmuggel. Wohl aber erkundigten sich die chinesischen hohen Beamten beim Friedensschluß im Privatgespräch nach der Auffassung der Engländer. Weshalb, fragten sie, wollt ihr uns denn durchaus ein solches Gift ins Land bringen? Ihr solltet uns doch lieber behilflich sein, das Laster des Opiumrauchens in China nicht weiter um sich greifen zu lassen, und solltet darum euern Staatsangehörigen den Handel mit Opium streng verbieten! Hierauf vermochten die Engländer nur eine sehr gewundne Antwort zu geben. Ihr müßt, sagten sie, euer Volk von der Schädlichkeit des Rauchens zu überzeugen suchen, dann hört der Handel von selbst auf; solange er aber besteht, können wir uns den für uns daraus erwachsenden Vorteil, der sonst doch ganz gewiß andern Nationen zufallen würde, nicht entgehen lassen. In der That, eine in jeder Beziehung kümmerliche Entgegnung! Diese Beweisführung ist, wie Williams in seinem Middle Kingdom treffend bemerkt, im ersten Punkte um kein Haar besser, als wenn ein Gastwirt der Frau eines Trunkenbolds, die ihn händeringend anfleht, ihrem Manne keinen Schnaps mehr zu verkaufen, die kalte Antwort gäbe, sie solle doch ihren Mann ermahnen, keinen mehr zu trinken. Und auch der zweite Teil der Erwiderung steht auf schwachen Füßen. Denn hätten die Engländer wirklich den Handel mit Opium verboten, so würde es mit ihrer mächtigen moralischen Unterstützung den Chinesen kaum schwer geworden sein, von andern Nationen gleiche Bedingungen für die Handelsverträge zu erlangen. Es hätte auch christlichen und gesitteten Völkern wohl angestanden, wenigstens den Versuch zu machen, dies Unheil von China abzuwenden. Da jedoch nichts derartiges geschah, so wurde, wie gleich hier erwähnt werden mag, der Schmuggel zuletzt so unerträglich, daß nach dem zweiten Kriege allerdings schließlich nichts andres übrig blieb, als den Handel mit Opium unter Festsetzung eines Einfuhrzolls zu erlauben. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind das einzige Land, das im Jahre 1880 freiwillig mit China vereinbarte, seinen Bürgern und den unter seiner Flagge fahrenden Schiffen den Opiumhandel zu verbieten, ein zwar sehr ehrenwertes, wahrscheinlich aber doch gefühlspolitisches und den Zweck verfehlendes Vorgehen. Denn solange die andern in China vertretnen Nationen nicht diesem Beispiele folgen, hindert amerikanische Firmen nichts daran, Deutsche oder Engländer zu engagiren, die dem Wortlaut nach auf ihren Namen, in Wirklichkeit aber auf Rechnung der Firma Opium kaufen. Und man müßte die Amerikaner nicht kennen, um nicht zu wissen, daß es die meisten von ihnen für gar keine Sünde halten, ein solches Verbot zu umgehen, wenn es so leicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gethan werden kann. Übrigens wird jetzt auch in China selbst schon viel Opium gewonnen. Die Hoffnung also, die manche wohlmeinenden Missionare anscheinend noch immer hegen, nämlich daß noch der Tag kommen werde, wo im ganzen China kein Opium mehr zu haben sei, ist leider wohl vergeblich. Noch vor fünfzig Jahren wäre es wohl möglich gewesen, das durchzusetzen, aber jetzt ist es zu spät dazu.

Es wird immer bedauerlich bleiben, daß sich die ersten Europäer, die den Chinesen als Sieger gegenüberstanden, nicht dazu entschließen konnten, hochherzig die Bitten der Besiegten in dieser Hinsicht zu erfüllen und selbst mit aller Kraft dem Opiumhandel entgegenzutreten. So griff nun das Übel zugleich mit der zunehmenden Ansiedlung von Ausländern, die im übrigen so segensreiche Folgen hatte, immer weiter um sich. Denn ein Übel bleibt es, man sage, was man will. Alle Beweise von der im Verhältnis zur Größe des Reichs nicht weiten Verbreitung des Rauchens, die auch in ausländischen Blättern stark übertrieben wird, sowie von der sehr geringen Schädlichkeit bei mäßigem Genuß können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß eine große Zahl von Menschen dadurch körperlich und geistig vollständig zu Grunde gerichtet wird. Auch die sehr beliebte Behauptung, die meisten Menschen könnten nun einmal nicht ohne ein Reizmittel auskommen, ist oberflächlich und trifft nicht den Kern der Sache. Könnte man in einem europäischen Lande den Branntwein auf irgend eine Weise ganz abschaffen, so würde dieses Land dadurch im allgemeinen gewiß nicht unglücklicher werden, sondern glücklicher. Genau so ist es in China mit dem Opium.

(Schluß folgt)

Fischerleben auf der Adria

Die vielen deutschen Gäste, die sich seit der Anlegung der großen Gaststätten zu Abbazia am istrischen Strande alljährlich nach diesem lorbeerumschatteten Orte begeben, finden an dem felsigen Ufer, wo der Waldwuchs immergrüner Bäume bis zum Wellenschaum hinabreicht, allerlei Schaustücke, die sich von denen der nordischen Meeresufer ganz und gar unterscheiden.

Wenn um die Mitte des Mai der Judasbaum blüht (der türkische Ergavan, dessen roter Blütenwipfel sich dort im Osten gern zwischen den Cypressen der Grabstätten erhebt), dann sind die anmutigen Gaststätten dieses Strandes, des österreichischen Norderney oder Trouville, schon angefüllt mit lustigem Badevolk, wie es sich erst zwei Monate später nach den Meeren des Nordens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG